

Mission ist Begegnung. Plädoyer für eine beziehungsorientierte Missionswissenschaft

Klaus Vellguth

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“, formulierte der jüdische Philosoph Martin Buber und betonte, dass die menschliche Identität und damit auch die menschliche Religion auf das Du des Anderen angewiesen ist. Erst in der Begegnung mit dem Du, im Austausch und in der Zustimmung mit dem Du ebenso wie in der Abgrenzung vom Du entwickelt sich das Ich. Dialog und Ichwerdung sind ebenso aufeinander angewiesen wie Personalisation und Sozialisation. Begegnung hat dabei viele Gesichter.

Gerade im Zeitalter der Migration stellt die interkulturelle Begegnung eine zentrale Herausforderung für einzelne Individuen ebenso wie für die Zukunft post-nationalstaatlicher Gesellschaften dar. Und es ist die Missionswissenschaft, die als transversale theologische Disziplin Impulse für eine Theologie der Begegnung bzw. für eine relationale Theologie formulieren kann, weil die Mission der Kirche letztlich stets Begegnung ist. Um diese Begegnung in Worte zu fassen, werden interessante Wortkombinationen kreiert. Sie reichen von der „missio ad gentes“ über die „missio ad extra“, die „missio ad intra“, die „missio ad altera“, die „missio ad vulnera“ und die „missio ad altum“ bis hin zur „missio ad mulieres“. Die Begriffskombinationen, die hier kreiert werden, suggerieren Klarheit mit Blick auf das eigene Missionsverständnis, verbunden entweder mit einer intellektuellen Offenheit oder mit einer gedanklichen Unklarheit darüber, welche Option sich im eigenen missionarischen Handeln tatsächlich realisiert. Im besten Sinne würde man von einer Offenheit sprechen, in welche Richtung eine missionarische Dynamik auszurichten ist. Man könnte aber auch von einer Orientierungslosigkeit sprechen oder von einem Missionsverständnis, das tastend die Subjekte (oder gar Objekte?) sucht, denen die kirchliche Mission sich verpflichtet weiß oder denen die Mission überhaupt „gilt“.

Auffällig ist bei all den Begriffskombinationen, die oben genannt wurden, dass die Präposition „ad“ stets – vermutlich ausgehend von der unbewusst als normativ stets mitschwingenden Terminologie des Missionsdekrets „Ad gentes“ – wie selbstverständlich beibehalten wurde. Umso interessanter ist das

Auftauchen der Begrifflichkeit einer „*missio inter gentes*“, die sich bewusst von der Präposition „*ad*“ getrennt hat und zuletzt auch im europäischen missionswissenschaftlichen Diskurs rezipiert, zuvor aber bereits insbesondere auch in Asien in den letzten Jahren verstärkt diskutiert worden ist. Wesentlich erscheint mir dabei nicht der Begriff der „*missio*“ und auch nicht der Begriff der „*gentes*“, sondern dass das Verhältnis der beiden Begriffe mit der Präposition „*inter*“ beschrieben wird. Denn tatsächlich dürfte das Wesen der Mission künftig stärker als das relationale Geschehen in den Zwischenräumen eines „*Ich*“ und eines „*Du*“ bzw. – beispielsweise in der Ekklesiologie – eines „*Wir*“ verstanden werden.

Missionswissenschaft als Anwältin einer relationalen Theologie

Ein solches relationales Missionsverständnis knüpft an ein relationales Theologieverständnis an, das sich von einem reduzierenden Betonen von Kognitionen, Glaubenssätzen oder gar Ideologien dadurch abgrenzt, dass es den Beziehungscharakter des Christentums betont. So schreibt Benedikt XVI., nachdem gerade er doch viele Jahre oberster „Glaubenshüter“ der katholischen Kirche war, in seiner als programmatisch zu interpretierenden Enzyklika „*Deus caritas est*“: „Am Anfang des Christseins steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“ (*Deus caritas est* 1). Diesen zentralen Satz aus der Enzyklika seines Vorgängers zitiert nun auch Papst Franziskus unter anderem in „*Evangelii gaudium*“, nachdem er zuvor in seiner programmatischen Exhortatio die Pflege der Beziehung zu Christus als die wesentliche Herausforderung aller Christen bezeichnet hat und jeden Christen dazu aufruft „[...] gleich an welchem Ort und in welcher Lage er sich befindet noch heute seine persönliche Begegnung mit Jesus Christus zu erneuern oder zumindest den Entschluss zu fassen, sich von ihm finden zu lassen, ihn jeden Tag ohne Unterlass zu suchen“ (*Evangelii gaudium* 3).

Sowohl Papst Benedikt als auch Papst Franziskus ermutigen also dazu, die Beziehung zu Christus zu pflegen und die Beziehung zu Christus als das Wesentliche des Christentums anzuerkennen. Dem entspricht es, wenn theologisch eine relationale Christologie entwickelt wird, die für ein relationales Gottesverständnis anschlussfähig ist. Das Handeln Gottes kann dabei als ein relationales Handeln reflektiert werden, das ebenso wenig statisch ist wie Gott selbst und das

sich nicht primär als ontologische Lithographie manifestiert, sondern sich vielmehr (auch) in biographischen Prozessen immer wieder neu realisiert.

Missionswissenschaft als Anwältin eines relationalen Glaubensverständnisses

Solch ein relationales Gottesverständnis kann die Missionswissenschaft nicht nur in der Begegnung mit indigenen Kulturen gewinnen und in den theologischen Diskurs einspielen, sondern auch in der eigenen Praxis des Theologisierens neu erfahren. Beispielhaft scheint mir dies in der Kommunikativen Theologie gelungen, von der Bernd Jochen Hilberath schreibt: „Nach den biblischen Zeugnissen hat sich Gott vielfach als ein beziehungsfähiger und beziehungswilliger Gott vorgestellt. Zugleich wird offenbart, dass Gott den Menschen nicht braucht, um Gott zu sein, um Beziehung zu haben. Er ist in sich selbst beziehungsreich: Im Ursprung ist Beziehung. Offenbarung Gottes geschieht in Wort und Tat. Christinnen und Christen glauben, dass Gott in sich ewig nicht nur ein Wort hat, sondern (auch) Wort ist und dieses Wort (der ‚logos‘ des ‚theos‘) Mensch geworden ist nicht nur ‚als ob‘, sondern im Fleisch. Gottes Beziehung zu den Menschen ist also ursprünglich logoshaft, worthaft, kommunikativ.“ Dabei zeigt sich, dass Inhalt und Weg, materiale und formale Dimension im theologischen Diskurs nicht voneinander getrennt werden können. Auch fixierte Inhalte sind stets nur die Momentaufnahmen des eigenen, stets kontextuellen Glaubensweges.

Missionswissenschaft als Anwältin eines relationalen Religionsverständnisses
Eine relationale Missionswissenschaft darf auch Anwältin eines relationalen Religionsverständnisses sein, indem sie Fragen eines exklusivistischen, inklusivistischen bzw. pluralistischen Religionsverständnisses diskutiert und nach Wegen des interreligiösen Dialogs sucht bzw. dazu ermutigt, interreligiöse Relation neu zu gestalten. Dieser interreligiöse Dialog ist für das Christentum im Zeitalter der Globalisierung eine zentrale Aufgabe. Karl Lehmann hat Kriterien für einen relationalen interreligiösen Dialog benannt, die über intellektuelle Beurteilungsmaßstäbe hinausreichen. Er verweist darauf, dass der Dialog in Rücksicht auf die Eigenart religiöser Überzeugungen zunächst einmal authentisch sein und

auf Einseitigkeiten und Machtpositionen verzichten müsse, während die Dialogpartner sich ebenbürtig begegnen. Der Dialog dürfe nicht danach streben, den anderen zu widerlegen und sollte zugleich den Mut haben, zu eigenen „Schwächen“ zu stehen. Darüber hinaus müsse der Dialog von der Bereitschaft geprägt sein, auch im eigenen Denken und Tun Fehler zu identifizieren und freimütig zu diesen zu stehen. Daran müsse sich jede Religion, die in den Dialog eintritt, selbst messen und sich fragen lassen, ob sie grundlegenden Anforderungen bzw. „Mindeststandards“ einer interreligiösen Relation entspricht.

Missionswissenschaft als Anwältin einer relationalen Ekklesiologie

Ein derartiges relationales Theologieverständnis führt dazu, eine relationale Ekklesiologie zu entwickeln. Solch einer relationalen Ekklesiologie, die im Zeitalter der Interkulturalität bzw. Globalisierung eine wesentliche Herausforderung darstellt, um Kirche zukunftsfähig zu leben, redet Papst Franziskus das Wort, wenn er in „Amoris laetitia“ darauf verweist, dass in der Kirche zwar eine Einheit notwendig sei, diese Einheit aber nicht als Uniformität missverstanden werden und kein Hindernis dafür sein dürfe, „dass verschiedene Interpretationen einiger Aspekte der Lehre oder einiger Schlussfolgerungen, die aus ihr gezogen werden, weiter bestehen. Dies wird so lange geschehen, bis der Geist uns in die ganze Wahrheit führt (vgl. Joh. 16,13), das heißt bis er uns vollkommen in das Geheimnis Christi einführt und wir alles mit seinem Blick sehen können“ (Amoris laetitia 3). Papst Franziskus ermutigt in diesem Kontext dazu, regional angepasste Vorgehensweisen zu entwickeln wenn er schreibt: „Außerdem können in jedem Land oder jeder Region besser inkulturierte Lösungen gesucht werden, welche die örtlichen Traditionen und Herausforderungen berücksichtigen. Denn die Kulturen [sind] untereinander sehr verschieden und jeder allgemeine Grundsatz [...] muss inkulturiert werden, wenn er beachtet und angewendet werden soll“ (Amoris laetitia 3).

Mit Blick auf die Betonung der eigenen Dignität des Kontextes und der sich in ihnen realisierenden Ortskirchen ist es hilfreich, dass Papst Franziskus auch zur Entwicklung eines relationalen Wahrheitsbegriffs ermutigt und dabei zu einer Dezentralisierung der Kirche aufruft. So schreibt er in *Evangelii gaudium*: „Ich glaube auch nicht, dass man vom päpstlichen Lehramt eine endgültige oder vollständige Aussage zu allen Fragen erwarten muss, welche die Kirche und die

Welt betreffen. Es ist nicht angebracht, dass der Papst die örtlichen Bischöfe in der Bewertung aller Problemkreise ersetzt, die in ihren Gebieten auftauchen. In diesem Sinn spüre ich die Notwendigkeit, in einer heilsamen ‚Dezentralisierung‘ voranzuschreiten“ (Evangelii gaudium 16).

Als Anwältin einer relationalen Ekklesiologie betont die relationale Missionswissenschaft, dass ein neuer Dialog zwischen den Ortskirchen kultiviert werden muss. Längst ist die Zeit zu Ende, in der Vertreter der europäischen Ortskirche ihre eigenen theologischen Aussagen als universal gültig proklamieren können ohne zu merken, dass sie mit einem Eurozentrismus, den künftige Generationen vermutlich als Provinzialismus einordnen werden, ihre Theologie formulieren. Eine relationale Ekklesiologie basiert darauf, dass niemand sich gezwungen fühlt, sich an (ideologischen) Glaubenssätzen intrasubjektiv festzuhalten und diese intersubjektiv als verbindlich zu kommunizieren. Stattdessen impliziert eine relationale Ekklesiologie religiös sensible Identitäten, wobei die eigene Identität nicht als ein starres Konstrukt, sondern als ein lebendiges Fließen bzw. Wachstum erlebt werden darf und religiöse Identität sich gerade in der Relation zu den Dialogpartnern neu kreiert.

Eine Missionswissenschaft, die Anwältin eines relationalen Gottesbegriffs, Anwältin einer relationalen Christologie, Anwältin eines relationalen Glaubensverständnisses und Anwältin einer relationalen Ekklesiologie ist, weiß sich zunächst einmal dem Dialog verpflichtet und lebt in besonderer Weise aus dem „Dazwischen“. Ein relationales Missionsverständnis kann als „missio inter gentes“ ebenso gedacht werden wie als „missio inter altera“, „missio ad vulnera“, „missio ad altum“, „missio inter mulieres“ etc. Die relationale Missionswissenschaft verändert die Perspektive und ermutigt dazu, sich die Zwischenräume anzuschauen, in denen Gott sich realisiert. Und dabei „die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“ (Deus caritas est 2).

Literatur zur Vertiefung

Hilberath B. J., Was ist kommunikative Theologie. In: Hilberath B.J. et al. (Hg.), Grenzgänge sind Entdeckungsreisen. Lebensraum orientierte Seelsorge und kommunikative Theologie im Dialog: Projekte und Reflexionen (Kommunikative Theologie Band 14). Ostfildern 2011, 9-18.

Lehmann K., Kriterien des interreligiösen Dialogs. In: Stimmen der Zeit 141 (2009), 579-595.

Vellguth K., Relationale Missionswissenschaft. Wenn Mission dazwischen kommt. In: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 101 (2017), 190-195.